

from scrambling. I believe this is a serious shortcoming in this paper which casts doubt on her treatment of the Persian data.

The article by Donald Stilo is highly illuminating. It describes many issues surrounding his main objective which is an account of Person Agreement Markers in the Northern Talyshi. He first shows that “The verbal system of Northern Talyshi has two different sets of Person Agreement Markers that encode agreement with the subject/agent, corresponding to a tense-based split between Nominative-Accusative and Ergative-Absolutive alignments.” (p.366). Examples (3)a and (3)b below, sentences (1)a and (1)b in the article, summarize this observation (p.378).

(3) a. Nominative-Accusative:

æv	tolīši	zīvon-í	o-bæ-müt-é=∅
He.DIR	Talyshi	Language-OBL	PREVERB-TAM-learn-INF =3S ₁

“He’ll learn Talyshi (language).”

b. Ergative

æy	tolīši	zīvon-∅=iš	o-m’üt-i
He.OBL	Talyshi	Language-DIR	=3S ₂ PREVERB-learn-?3S.AUX

“He learned Talyshi (language).”

Stilo’s next highly interesting discussion is on “The leftward mobility of both Set1 and Set2 PAM [Person Agreement Markers] clitics.” (p. 378). Earlier in the article he divides Set1 PAM into Set1a which “function solely as suffixes... in the verbal system... and are not at all mobile or detachable in any environment.” And “Set1b, the enclitic forms, [...] [that] are highly mobile and are commonly ‘fronted’...” (p. 366). He presents many convincing examples to substantiate his fronting analysis (p. 378–383). However, the title of section 2.3 of the article is “Tense-by-Tense Documentation of the Fronting of Set1a Enclitics” (p. 385) which contradicts the above-quoted classification of the PAM – more specifically the fact that Set1a markers are solely suffixes in the verbal system.

All in all, the volume is a remarkable contribution to Iranian linguistics and it is certainly a source of inspiration for scholars and students interested in this promising research area.

Mohammad Dabir-Moghaddam, Department of Linguistics, Allameh Tabataba’i University, Tehran

Macleod, Jenny (Hg.), *Gallipoli. Making History*. London, New York: Frank Cass. Ix, 194 Seiten.

Die im vorliegenden Band versammelten Einzelbeiträge beschäftigten sich mit der Wahrnehmung der Dardanellenschlachten (1915) durch die westlichen Alliierten des Ersten Weltkrieges. Ihn zeichnet eine breite Palette von dabei berücksichtigten Fachdisziplinen und Perspektiven aus. Während sich Martin Gilbert dem Thema aus einer biographischen Perspektive annähert und erneut die Rolle Winston Churchills bei der Planung und Durchführung des Angriffs beleuchtet, widmen sich andere Beiträge der Aufarbeitung der Rolle, die einzelne militärische Einheiten (in einem Überblick über mehrere Einheiten Helen MacCartney, über das das 4. Batallion des Royal Sussex Regiment Keith Grieves) oder die Soldaten bestimmter

Nationen insgesamt in den Kämpfen gespielt haben (Keith Jeffery: Irland, David Dutton: Frankreich). Während in den genannten Beiträgen sowohl die historischen Ereignisse als auch deren Wahrnehmung durch die Beteiligten selber und die Öffentlichkeit beschrieben werden und es sich dadurch um kombinierte historische und literaturwissenschaftliche Analysen handelt, sind Christopher Pugsleys „Stories of Anzac“, Stuart Wards Auseinandersetzung mit australischen Filmen über Gallipoli, Jenny Macleods „The British Heroic-Romantic Myth of Gallipoli“ und John McQuiltons neue thematische Blickwinkel eröffnendes Schlaglicht auf „Gallipoli as Contested Commemorative Space“ klar auf die Rezeption und Wirkung der blutigen Schlachten fokussiert. So erläutert Pugsley den Ursprung und die verschiedenen Entwicklungsstufen der sogenannten *Anzac Legend*, der in den ersten fünf Jahrzehnten nach den Kämpfen überhaupt wirkungsmächtigsten Deutung der Schlachten im englischsprachigen Raum, die einem heroisch-nationalistischen Deutungsmuster folgt. In seinem von der Herausgeberin sinnvoll unmittelbar im Anschluß plazierten Artikel greift Stuart Ward dieses Thema auf und konkretisiert es durch eine Auswertung australischer Kinofilme, welche diese nachhaltig wirkende Legende auf unterschiedliche Weisen rezipiert haben. Im anschließenden Text stellt Jenny Macleod der *Anzac Legend* romantisierende, vor allem auf antike Muster und Figuren zurückgreifende britischen Formen der Dardanellen-Mythologisierung zur Seite, die während der Kämpfe und danach erzeugt wurden und in der Nachkriegszeit lange fortwirkten. Doch auch bei diesen zuletztgenannten, die *Wahrnehmung* der Kämpfe und nicht so sehr deren historische Details in den Vordergrund stellenden Beiträgen wird passagenweise eine Rekapitulation der Ereignisse geboten, so daß die Themen Rezeption und Nachwirkung hier nicht losgelöst von diesen dargeboten werden. So stellt Pugsley in seinen *Stories of Anzac* beispielsweise nicht nur die verschiedenen Etappen der Herausbildung der ANZAC-Legende dar, sondern widmet sich auch militärgeschichtlichen Fragen, wobei die Erforschung der Ursachen des Scheiterns der australisch-neuseeländischen Landeoperationen im Vordergrund steht. Umgekehrt spielen auch in den zuerst genannten, stärker ‚historischen‘ Beiträgen Fragen der Rezeption immer wieder eine wichtige Rolle, etwa an den Stellen, wo die Wahrnehmung der Leistungen der irischen Soldaten vor Gallipoli selbst wieder direkte Auswirkungen auf deren Kampfbereitschaft hat (Keith Jeffery). Alles in allem legen die bisher genannten Autoren die dem Thema sehr zuträgliche Fähigkeit an den Tag, sich in jeweils mehr als einer Disziplin zu bewegen, indem sie etwa die enge Verknüpfung und wechselseitige Rückwirkung historischer und literatur- beziehungsweise medienwissenschaftlicher Fragen berücksichtigen. Dahinter steckt die zwar nicht neue, aber in diesem Buch mit besonderer Klarheit hervortretende Erkenntnis, daß die Geschichte der Dardanellenschlachten nicht ohne eine Geschichte ihrer Mythisierungen geschrieben werden kann und umgekehrt. Bereits der doppeldeutige Titel des Bandes deutet diese methodologische Prämisse an, indem er *Geschichte schreiben* (*making history*) im emphatischen Sinne des Vollbringens historischer Taten nicht von Geschichtsschreibung und dem Schreiben von Geschichten scheidet. Aus diesem Rahmen, der in einem mehr oder weniger eng zusammengefügten Kontinuum historische Fakten und deren Fiktionalisierungen als wechselseitig interagierende Größen berücksichtigt, fällt nur ein einziger Beitrag durch seine klar eingegrenzte disziplinäre Fokussierung heraus. Dies ist der rein militärgeschichtliche Beitrag von Ian Speller zur militärwissenschaftlichen Aufarbeitung der amphibischen Operationen bei Gallipoli in der Zwischenkriegszeit. Dieser Spezialbeitrag fällt jedoch aus dem Gesamtbild ebenfalls nicht heraus, da er durch die in ihm zur Sprache gebrachten kulturwissenschaftlichen Aspekte an die übrigen Texte und ferner durch das Thema der Ursachenforschung für die alliierte Niederlage konkret an den Beitrag von Pugsley anknüpft.

Während die disziplinäre und methodologische Vielfalt des vorliegenden Bandes vorbildlich ist, leidet er an einer gewissen Einseitigkeit, was die nationalstaatliche und geographische Perspektivierung betrifft. Schon Anlaß, Aufbau und Teilnehmer der vorliegenden Publikation betonen die Sicht der westlichen, anglo-französischen Kriegsteilnehmer. Der Band beruht auf einem Symposium des Menzies Centre for Australian Studies am King's College in London, das im April 2001 stattfand. Mit Ausnahme des an der Universität Kopenhagen lehrenden

Stuart Ward stammen alle Mitwirkenden aus oder arbeiten in Großbritannien, Neuseeland oder Australien. Dies ist zwar einerseits ein legitimer Reflex der außerordentlichen Bedeutung, welche die Dardanellenschlachten für die moderne Geschichte Australiens, Neuseelands, und des britischen Empire gehabt haben. Schon aufgrund dieser Auswahl kann jedoch der an verschiedenen Stellen durch einzelne Autoren und nicht zuletzt durch die Herausgeberin Jenny Macleod in ihrer „Introduction“ erhobene Anspruch, methodologisch-theoretische Gesamtfragen des Konflikts etwa im Rahmen kulturwissenschaftlicher Theorien oder philosophischer Prinzipien zu erörtern, nicht eingelöst werden. Daran hätte sich im übrigen auch dann nicht unbedingt etwas geändert, wenn Beiträge von Tim Travers und Edward Erickson auf dem Symposium und danach in den Band hätten aufgenommen werden können, was nach Macleod geplant gewesen sei (siehe S. 12 und Fußnote 59 auf Seite 162). Denn wenngleich es wahr ist, daß diese beiden Historiker osmanische („Turkish“) Quellen auswerten, bietet beispielsweise Erickson als NATO-Armeeangehöriger mit expliziter Berufung auf und weitreichenden Kontakten zum türkischen Generalstab bei aller Detailfülle seiner Darstellung gleichfalls nur eine militärhistorisch fokussierte Perspektive, deren theoretisch-methodologischer Ansatz an keiner Stelle wesentlich über den Rahmen des hier Vorgelegten hinausgeht. Und gerade Erickson reproduziert, stellenweise unreflektiert, Stereotype, wie den vom ruhmreichen Rückzug im Januar 1916, abgesehen von seiner haarsträubend konstruierten nationalistische Diskurse bauchpinzelnden Kontinuität der „Turkish Army“, die angeblich von den alten Türken über die Eroberung Konstantinopels bis heute reichen soll (vgl. Erickson 2001, insbesondere xiv und xix). Daher könnte gerade Erickson *nicht* als Repräsentant einer alternativen Perspektive zu der im vorliegenden Band vorherrschenden eurozentrischen Sichtweise zitiert werden. Wenn das hier rezensierte Volumen somit etwas nicht leistet, dann ist es, den Anspruch einzulösen, mit frischem Wind neue, insbesondere trans- und interkulturelle Ansätze in das Thema zu bringen. Angesichts der allein schon durch die Zusammensetzung der Kombattanten von 1915 vorgegebenen Internationalität ist dies ein auffallender Mangel. So fehlt in der vorliegenden Darstellung nicht nur jeglicher Beitrag über osmanische Sichtweisen der Dinge, sondern auch die der Deutschen, die in der Person des Dardanellen-Oberkommandierenden Liman von Sanders und politischer Drahtzieher immerhin eine für den Verlauf der Kämpfe entscheidende Rolle spielten, ganz abgesehen von der ungestellt bleibenden Frage, ob beispielsweise die Gurkhas oder indischen Soldaten des Empire, analog zu den Australiern, Neuseeländern und Iren eventuell nicht auch ihre eigene spezifische Wahrnehmung und Aufarbeitung der Kriegsgeschehnisse haben. Ein weißer Fleck ist auch Rußland, das nur am Rande, und zwar in der Einleitung und in Gilberts Beitrag zu Churchill vorkommt. Dort werden Rußland und seine Einstellung zur Dardanellenfrage allerdings nur fragmentarisch und von außen, namentlich im Kontext der britischen und französischen diplomatischen Bemühungen um die Einbeziehung des Zarenreichs in die Dardanellenoffensive, behandelt. Da es analog zu den Arbeiten Ericksons auch hinsichtlich der russischen Perspektive auf die Dardanellen jedoch bereits entsprechende, auch in englischer Sprache erschienene, Vorarbeiten gibt (vgl. Bobroff 2006), hätte dieses Loch im kulturwissenschaftlichen und historischen Panorama wohl ohne unzumutbaren Aufwand geschlossen werden können. Letzten Endes folgt aus der Unterrepräsentierung der außerhalb des Empire und Frankreichs liegenden Nationen in „Gallipoli. Making history“, daß die darin geschriebene ‚Geschichte‘ unbewußt und weitgehend unkritisch die in der britisch-französischen Kolonialzeit beheimateten und danach populär gebliebenen thematischen Gewichtungen und etliches an Stereotypen in die postmoderne Zeit transponiert. Es wäre ein eigenes interessantes Thema, zu erforschen, was diese aktuelle nationalitätenbezogene Beschränkung der Perspektive eigentlich determiniert, insbesondere vor dem Hintergrund einer langen anglosächsischen Historikertradition, die schon vor Jahrzehnten durchaus auch die anderen kriegsführenden Seiten zu berücksichtigen imstande gewesen ist (nur als Beispiel seien hier nur Trumpener 1968 und McLaughlin 1974 genannt). Sollte sich hier etwa die methodologische Diagnose des türkischen Historikers Erol Köroğlu bewahrheiten, der mangelnde Sprachkenntnis als Hauptfaktor für derartige nationale „Hierarchien“ bei der Darstellung des

Ersten Weltkriegs ausgemacht hat, nach dem Motto „Wes Sprach' ich kann, des Geschichte ich schreib“ (vgl. Köroğlu 2004)? Im übrigen böte das Werk von Köroğlu eine aktuelle und treffende Ergänzung der im vorliegenden Sammelband so limitierten Perspektive, deren Erweiterung auf alle kriegsbeteiligten Nationen die unabdingbare Voraussetzung für jedwede globale Theoretisierung der Dardanellenschlachten sein muß.

Neben dieser Unvollständigkeit im Hinblick auf die historischen Partizipanten und ihre Sicht auf die Geschehnisse bietet der bereits erwähnte Einführungsbeitrag von Jenny Macleod noch eine weitere methodologische Schwierigkeit. Die Einleitung positioniert die Beiträge der Symposiumsteilnehmer im Hinblick auf die Rezeption der Geschehnisse von 1915–1916. Macleod versucht dabei, die Augenzeugenberichte, wissenschaftlichen Darstellungen und mehr oder weniger stark fikionalisierten Texte über die Dardanellenschlachten, welche die Quellengrundlage der Einzelanalysen darstellen, in der Kategorie „versions of events“ gleichberechtigt zusammenzufassen. Sie verwendet dazu einen sich auf Maurice Halbwachs berufenden kulturwissenschaftlichen Ansatz, der die unterschiedlichen Traditionsmodi als äquivalente Formen der Verarbeitung würdigt, unabhängig von ihrem jeweiligen Fiktionalisierungsgrad oder der bei ihnen involvierten Interessensteuerung seitens des jeweiligen Autors. Während die wertneutrale Würdigung der verschiedensten Narrative über Gallipoli, von deren Vielfalt der vorliegende Band einen guten, wenngleich wie gesehen nicht erschöpfenden Eindruck vermittelt, ein überaus fruchtbares methodologisches Prinzip darstellt, muß man an der Tragfähigkeit der von Macleod hier postulierten Nivellierung des historischen Wertes von „myths“ und anderen „versions of events“ Zweifel anmelden. Die Autorin vermutet beispielsweise, daß „they [Mythen – M.H.] may be more profitably considered to be simplified versions of events, a particularly selective narrative of past events“, nennt die Mythen im selben Atemzug dann in diesem Sinne „synonymous with what sociologists call ‘collective memory’“ (S. 2). Damit gibt sie faktisch jeglichen Unterschied zwischen historisch nachprüfbarer Überlieferung und Fiktionalisierung auf. Dies führt in der Konsequenz dazu, daß für Macleod „all these things, empirical history, myth and collective memory“ gleichgesetzt werden, denn sie seien „narratives of the past“ und „they are all histories in the lower case“ (S. 2). Aus dieser radikalen theoretischen Position ergäbe sich, würde man sie bis zum Ende durchdenken, potentiell die groteske Konsequenz einer Negierung der historischen Realität der Dardanellenschlachten mit einer geschätzten halben Million Toten und Verwundeten auf beiden Seiten und die Gleichsetzung dieses Massensterbens mit Poetisierungen wie beispielsweise John Masefields Propaganda-Klassiker „Gallipoli“ aus dem Jahre 1916. Wenig überraschend wird dann aber in keinem einzigen der zehn Beiträge des vorliegenden Bandes, inklusive Macleods eigener Analyse des britischen heroisch-romantischen Mythos, diese theoretische Extremposition auch nur ansatzweise in die Tat umgesetzt. Vielmehr kommt es an keiner Stelle zu einer Relativierung der historischen Fakten mit Hilfe von „Mythen“ oder einem Konstrukt wie dem „kollektivem Gedächtnis“. Die unumgängliche Unterscheidung zwischen beiden Ebenen, die eine Voraussetzung jeder Annäherung an das Thema ist, bleibt stattdessen in ausnahmslos allen Beiträgen klar erkennbar. Als methodologische Stellungnahme ist das Einleitungskapitel Macleods daher nur bedingt zielführend. Abgesehen von dieser theoretisch-methodologischen Unebenheit bereitet das Einleitungskapitel in sehr instruktiver Weise auf die nachfolgenden Einzelkontributionen vor und sollte auch eher als eine praktische Hinführung auf diese Teilanalysen denn als theoretische Einstimmung oder Positionierung gelesen werden.

Auch Christopher Pugsleys Beitrag (S. 44–58) macht deutlich, daß es in dem vorliegenden Buch weniger um theoretisch-methodologische Grundsatzfragen als um die exemplarische Vorstellung von Einzelleistungen im Bereich der jüngeren Gallipoli-Forschung geht. Pugsley ist eine der Koryphäen auf dem Gebiet des ANZAC. Sein Text beginnt zwar hochdramatisch mit der tief-philosophischen Sentenz „Nothing is but thinking makes it so“ (S. 44). Doch genau wie in der Einleitung Macleods wird nicht der Versuch unternommen, die allgemeine Gültigkeit dieses philosophischen Axioms zu verifizieren oder es gar in ein theoretisches Modell zu integrieren. In seiner an zenbuddhistische Koans erinnernden schroffen Absolutheit bleibt es

letzten Endes nur ein rhetorischer Hingucker ohne tatsächliche Entsprechung in der Herangehensweise des Autors. Dessenungeachtet liefert Pugsley einen konzisen Beitrag, der die Leser mit dem Ursprung und der Genese der ANZAC-Legende über das heroische Kämpfen und Sterben an den Dardanellen vertraut macht. In einem lehrreichen Blick auf die näheren Umstände und Motive, die hinter dieser Legendenbildung standen, dekonstruiert er sie zugleich als bewußt reduzierte, seitens interessengesteuerter Kriegsberichterstatter wie Ellis Ashmead-Bartlett in die Welt gesetzte Romantik-Version einer Wirklichkeit unter Ausblendung von deren elenden und grauvollen Aspekten. Pugsley arbeitet dabei insbesondere den Unterschied zwischen Ashmead-Bartlett und seinem Kollegen C. E. W. Bean überzeugend heraus – Bean hatte es weitaus schwieriger, seine Frontberichte an den Mann zu bringen, da sie ab einer gewissen Zeit einfach zu realistisch wurden. Pugsleys übersichtliche und gut lesbare Schilderung der frühen alliierten Frontberichterstattung führen somit in wenigen Zügen das grundlegende Dilemma der ANZAC-Legende vor Augen: die Schwierigkeit, das unbestreitbare Grauen des Krieges mit dem Wunsch nach Heldenverehrung zu versöhnen. Breiten Raum verwendet Pugsley auch auf die Suche nach den Gründen für die alliierte Niederlage. Daß er dabei eine Analyse von vermeintlich während der Kämpfe von den australischen und neuseeländischen Soldaten begangenen Fehlern („Anzac mistakes“, S. 49) neben die Besprechung der Rezeptionsgeschichte stellt, etwa indem er die „heroic failure“ der Alliierten an den Dardanellen im Spiegel von Peter Weirs berühmtem Film „Gallipoli“ und wissenschaftlich-historischen Forschungsarbeiten darstellt, ist zwar illustrativ, methodologisch aber etwas verwirrend. Auf diese Weise geht nämlich ein Teil der formalen und methodologischen Stringenz verloren, und man weiß bisweilen nicht, wo die militärgeschichtliche Aufarbeitung des Einzelereignisses endet und wo die Beurteilung der Rezeptionsgeschichte anfängt. Besonders deutlich tritt diese fehlende Trennschärfe am Ende des Beitrages zutage, wo der Autor sich die bekannte alliierte Rationalisierung des im Januar 1916 in einer Nacht- und Nebelaktion erfolgten Abzugs als „brilliant withdrawal“ zu eigen macht (S. 58). Indem der folgende Absatz nämlich nahtlos zur These übergeht, daß die Dardanellenoperation in der Öffentlichkeit Australiens und Neuseelands als „epic achievement“ erschienen sei (ebenfalls S. 58), wird der Eindruck erweckt, als gebe es zwischen der Ebene der militärisch-strategischen Operationen und deren Außenwahrnehmung keine feste Grenze, ebensowenig wie zwischen beidem und Pugsleys eigener Stellungnahme. An dieser Stelle wäre eine kurze theoretische Reflektieren angebracht gewesen. So drängt sich der Eindruck auf, daß Pugsley, laut biographischer Skizze im Anhang Senior Lecturer in War Studies an der Royal Military Academy, subjektiv insgesamt stark von Stereotypen bestimmt sei, die die Wahrnehmung der Dardanellenkämpfe auf alliierter Seite von Anfang an und spätestens seit den großen apologetischen Schriften Churchills und Hamiltons beherrscht haben.

Zu den Vorzügen, die das Buch auch für Leser mit Vorwissen über die Dardanellenkämpfe interessant macht, gehört die Mischung aus Wissensbrocken verschiedener Disziplinen, die in dieser Zusammenstellung nirgends zu finden sind und teilweise schon als solche nicht allgemein bekannt sein dürften. Neben den bereits oben besprochenen Einzelbeiträgen wird im sehr instruktiven Beitrag von Keith Jeffery die ansonsten nur selten beachtete Rolle der irischen Truppen während der Dardanellenoffensive untersucht. Ebenfalls einen selten gewürdigten Teil der Dardanellendramas nimmt sich der Beitrag David Duttons über die militärische und politische Rolle Frankreichs an den Dardanellen sowie die Wahrnehmung der Operation im französischen Mutterland vor. In einer schlüssigen Kontextualisierung mit dem französischen Blick auf die Ereignisse an der Westfront kann Dutton nachweisen, was auch als ein Ergebnis aller anderen Beiträge des Bandes mit Ausnahme der rein militärhistorischen Abhandlung Ian Spellers festgehalten werden kann: daß die Wahrnehmung der Dardanellschlachten von Land zu Land extremen Schwankungen unterworfen ist. Nur in diesem eingeschränkten Sinne einer ubiquitären Determinierung des Geschehens durch die Perspektive des Betrachters könnte das oben zitierte Apophthegma „Nothing is but thinking makes it so“ übrigens seine Berechtigung haben.

Einen außergewöhnlichen Blick auf die Dardanellenschlachten bietet auch Ian Spellers bereits erwähnter Beitrag. Er ist von allen im vorliegenden Band vereinten wahrscheinlich der technischste und stellt mit seinem eng eingegrenzten militärtheoretischen Thema „Amphibious Warfare in the Inter-War Period“ dessen disziplinäre Vielfalt erneut unter Beweis. Dabei sind die Ergebnisse von Spellers konziser und auch für Fachfremde weitestgehend nachvollziehbarer Darlegung keinesfalls nur für Militärgeschichtler relevant. Sie zeigen vielmehr auch kulturspezifische Mechanismen auf, die bei der Analyse dieser bedeutenden Einzelschlacht des Ersten Weltkriegs durch etliche der kriegführenden Mächte des Zweiten, darunter Großbritannien, Japan und die USA, ins Spiel gekommen sind. Konkret revidiert Speller die verbreitete These, daß die Niederlage an den Dardanellen zu einem geringeren Interesse der britischen Militärs an amphibischen Operationen und dadurch zu einer schlechten Vorbereitung auf sie geführt habe. Tatsächlich jedoch, so Speller, hätten die Briten aus Gallipoli die Lehre gezogen, daß amphibische Operationen mit Feindberührung in großem Stil durchaus erfolgversprechend seien, auch wenn in der breiten Öffentlichkeit diese positive Erkenntnis von der negativen Nachwirkung des Traumas von 1915 überschattet worden sei.

Ähnlich stark wie die Untersuchung Spellers ist der erste und bei weitem längste Beitrag (39 Seiten) von Martin Gilbert auf die britische Perspektive fokussiert, was angesichts seines Themas Winston Churchill natürlich unvermeidbar ist. Allerdings bringt die sehr ausführliche und mit vielen Zitaten gespickte Darlegung Martin Gilberts nichts wirklich Neues. Gilbert konzentriert sich auf die Frage der Wahl der verschiedenen Angriffsoptionen, die auf britischer Seite erwogen wurden (Land–See, nur See) und die Rolle Churchills dabei sowie die schon seit Jahrzehnten abgearbeitete Frage der Verantwortung für das Scheitern der Operation. Es fehlt dabei jedoch die Entwicklung einer eigenen kritischen Perspektive, die den Gehalt der Äußerungen Churchills und der anderen führenden Politiker und Militärs mit weiterreichenden Fakten und Ereignissen kontextualisieren würde.

Der einer interkulturellen und -nationalen Globalperspektive am nächsten kommende Text des Sammelbandes ist der von John McQuilton, der vielleicht aus diesem Grund ganz an den Schluß gesetzt worden ist. Teilweise unter Rückgriff auf eigene Beobachtungen schildert er, wie die vor und während der Kämpfe gezogenen nationalstaatlichen Grenzen im modernen Bewußtsein und der heutigen Gedächtniskultur fortleben. Der Beitrag eröffnet eine Perspektive auf eine noch ausstehende kulturvergleichende Beschreibung und Analyse der auf Gallipoli vorhandenen zahlreichen Gedenkstätten der am Krieg 1914–1918 beteiligten Nationen. Hier macht sich wie an keiner anderen Stelle das Fehlen einer türkischen Perspektive bemerkbar, die das notwendige Korrektiv zu den von McQuilton plastisch beschriebenen Distanz der modernen Gallipoli-Pilger insbesondere aus Australien wäre, deren Nonchalance gegenüber den Türken nicht selten die Grenze der Respektlosigkeit überschreitet.

Zu den Vorzügen des Bandes als gesamten gehören die über die verschiedenen Beiträge verteilten mannigfaltigen Detailbeobachtungen, die teilweise kaum Bekanntes erschließen. Dazu gehört der Hinweis auf das einzige Dardanellenschlacht-Memorial in Frankreich in der „Introduction“ Macleods (S. 12) ebenso wie die vergleichend-kulturhistorisch interessante Beschreibung eines Veteranentreffens, bei dem Örtlichkeiten der Schlachten von 1915 in Form von Menüangaben wie „Anafarta beef, Salt Lake potatoes, Chocolate Hill sprouts, Suvla pudding“ im wahrsten Sinne des Wortes der Erinnerung und dem Gaumen aufgetischt wurden (S. 119 im Beitrag von Keith Grieves).

Der besprochene Band ist sehr sorgfältig ediert und enthält keine erkennbaren Fehler. Ein umfangreicher Endnotenteil (S. 159–184) bieten dem interessierten Leser eine hervorragende Gelegenheit, sich weiter in aktuelle Forschungsliteratur zum Thema zu vertiefen. Gemäß dem Anspruch, keine Einführung oder gar einen historischen Überblick über die Dardanellenschlachten zu geben, sondern Schlaglichter auf die von der Forschung der letzten Jahre eingeschlagenen Richtungen, ist das vorhandene knappe Schlagwortverzeichnis (S. 187–194) eine angemessene und sehr willkommene Ergänzung.

Der kleine, aber feine Band kann jedermann, der sich mit den Dardanellenschlachten aus-

einandersetzt, sei es nun als spezialisierter (Militär-)Historiker oder als Forscher mit über diese Disziplinen hinausgehenden kultur- oder literaturwissenschaftlichen Interessen, als Mittel zur Horizonsweiterung und Sprungbrett in einige Ergebnisse der jüngsten internationalen Forschung wärmstens ans Herz gelegt werden.

Michael Reinhard Heß, Berlin

Zitierte Literatur

- Bobroff 2006. Bobroff, Ronald Park: *Roads to glory: late imperial Russia and the Turkish straits*. London etc.: I. B. Tauris.
- Erickson 2001. Erickson, Edward J.: *Ordered to Die. A History of the Ottoman Army in the First World War*. London, Westport/ Connecticut: Greenwood Press.
- Köroğlu 2004. Köroğlu, Erol: *Türk Edebiyatı ve Birinci Dünya Savaşı (1914–1918)* [Die türkische Literatur und der Erste Weltkrieg (1914–1918)]. Istanbul: İletişim.
- McLaughlin 1974. McLaughlin, Redmond: *The Escape of the Goeben. Prelude to Gallipoli*. London: Seeley Service & Co.
- Trumpener 1968. Trumpener, Ulrich: *Germany and the Ottoman Empire 1914–1918*. Princeton, New Jersey: Princeton University Press.

Seeger, Ulrich, *Der arabische Dialekt der Dörfer um Ramallah. Teil 1: Texte*. (Semitica viva 44), Wiesbaden: Harrassowitz, 2009, 479 pp.

In this book Ulrich Seeger presents 118 original texts and German translations. An accompanying glossary was published at the same time while a grammar volume is in preparation. The texts were tape-recorded in 50 villages in the vicinity of Ramallah on the West Bank. In a proper pedagogical manner, Seeger draws a map of the studied region and positions the villages on it, indicating the number of the texts from each village. The texts are in general folk-tales but some of them tell about particular occurrences that happened to some of the speakers. The data collection for this study started in 1998 and over the course of the years, Seeger visited ca. 160 villages in the region. At first, he used a questionnaire and tape-recordings, but before long he focused on just tape-recordings, which are the usual framework for these kinds of studies. As his assistant, Seeger found a Palestinian graduate student who had just finished his studies in English at Birzeit University. This man showed an interest in linguistics in general and Palestinian vernacular in particular, and was a gift from above, says Seeger.

Seeger points out that the younger generation in this region already speaks a kind of Koine that is drifting towards the city dialects. Seeking an authentic form of the dialect, which, in turn is heading towards extinction, the author sought out old people who were considered to have maintained the original diversity of the dialect. The texts in this book are hence from 66 speakers of whom the oldest is 104 years old and who have an average age of 66 years. One third of all the informants are women. The number of speakers and the fact that both sexes are represented makes the study well balanced. Nevertheless I have not found any information about the speakers' educational background. It is well known that educated people often include words and expressions from Modern Standard Arabic in their speech just for the sake of showing that they are educated.

The vernacular presented here belongs to the so-called Syro-palestinian dialect group. Palestinian dialects have been studied by a number of scholars over the years. For instance, one can mention the grammar of Leonhard Bauer *Das Palästinensische Arabisch – Die Dialekte des Städters und des Fellachen* (Leipzig 1926); Hans Schmidt and Paul Kahle's *Volkserzäh-*